

The logo for 'dot books' is located in the top right corner. It consists of the word 'dot' in a black sans-serif font above the word 'books' in a green sans-serif font, both contained within a white circular background.

dot
books

The author's name, 'May McGoldrick', is written in a white serif font across the upper middle of the cover. A decorative white flourish with a central scroll-like element is positioned below the author's name.

May McGoldrick

The title 'DER HIGHLANDER UND DIE STOLZE LADY' is displayed in a large, gold-colored serif font. The word 'DER' is smaller and positioned above 'HIGHLANDER'. 'UND DIE' is smaller and positioned above 'STOLZE'. 'LADY' is larger and positioned to the right of 'STOLZE'. The text is set against a background of a woman in a purple dress and a castle.

DER
HIGHLANDER
UND DIE
STOLZE LADY

The word 'Roman' is written in a gold-colored serif font, positioned below the title and to the left of the castle image.

Roman

der Zeit, bis du ihn verlierst. Es sei denn ... es sei denn, ein Arzt kümmert sich schleunigst um ihn.«

Edward entfernte sich, und Jaime sah, daß er leise auf einen seiner Offiziere einredete. Was gesprochen wurde, konnte sie nicht verstehen, aber der Mann verließ eilig die Halle. Sie schöpfte etwas Hoffnung, riß einen weiteren Streifen von ihrem Unterrock ab und ersetzte damit das mittlerweile blutdurchtränkte Leinen. Dann drehte sie Malcolm vorsichtig auf die Seite und streifte ihm den Umhang ab. Darunter kam eine riesige ausgezackte Wunde auf dem Rücken und eine kleinere auf der Brust, direkt über dem Herzen, zum Vorschein. Jaime schnappte entsetzt nach Luft: ein Schwert hatte ihn von hinten durchbohrt! Es war ein Wunder, daß die Klinge sein Herz und seine Lunge verfehlt hatte, daß er überhaupt noch am Leben war. Angst schnürte ihr die Kehle zu.

Edwards Stiefel tauchten wieder neben ihr auf.

»Er blutet auch aus der Brust«, berichtete sie mühsam.

»Wir nehmen ihn mit«, verkündete Edward. »Hier, in Reeds Obhut, würde er die Nacht nicht überleben.«

Jaime sprang sofort auf. Sie durften keine Minute Zeit verlieren. Als sie sich Edward zuwandte, packte er sie am Oberarm. Seine grauen Augen hatten einen zärtlichen Ausdruck.

»Ich bin stolz auf dich, mein kleiner Rabe«, sagte er. »Du hast mir heute einen großen Dienst erwiesen.«

5. Kapitel

Der schlanke, elegant gekleidete Höfling kehrte den beiden anderen Männern im Zimmer den Rücken zu und warf einen Blick aus dem Fenster. Jaime Macpherson mit den rabenschwarzen Haaren lief durch den Garten, in Richtung der Stallungen. Wie seltsam, dachte er, denn die junge Frau drehte sich alle paar Schritte nervös um, so als hätte sie etwas zu verbergen. Das sah Jaime so gar nicht ähnlich!

»Hol mich der Teufel, Surrey, du bist ein Schwächling und ein Bücherwurm! Wenn ich es nicht besser wüßte, könnte ich schwören, daß du keinen Tropfen Howard-Blut in dir hast!«

Henry Howard, der Graf von Surrey, wandte sich vom Fenster ab und musterte seinen jüngeren Bruder gelangweilt. »Du kannst schwören, was du willst, Edward, aber ich glaube, du solltest langsam damit aufhören, die französischen Schiffe, die du kaperst, zu verschlucken. Sie liegen dir nämlich so schwer im Magen, daß es sich immer negativer auf dein Denkvermögen auswirkt.«

Surrey war weder groß noch muskulös wie sein Bruder, aber seine gelassene Miene und die lässige Haltung zeigten, daß dieser Mann in sich ruhte und es deshalb nicht nötig hatte, dauernd den Helden zu spielen.

Edwards Augen schleuderten Blitze. »Also wirklich, Henry, anstatt mir zu meinem neuesten Sieg zu gratulieren, kritisierst du an meinen Erfolgen herum!«

Daß Surrey nur amüsiert mit den Schultern zuckte, stachelte Edwards Wut weiter an und veranlaßte ihn zu neuen heftigen Angriffen.

Der Herzog von Norfolk konnte sich kaum ein Grinsen verkneifen, während er seine beiden Söhne beobachtete. Edward glich einem Kampfhahn, was Henry jedoch nicht im geringsten beeindruckte. Seelenruhig durchquerte er das Arbeitszimmer und lehnte sich gemütlich an das kunstvoll geschnitzte Eichenpaneel neben dem Kamin.

Wie konnten zwei Brüder nur so völlig verschieden sein, dachte Norfolk wieder einmal. Sein Ältester hatte nie Gefallen am Soldatenleben gefunden, obwohl es ihm erwiesenermaßen nicht an Mut fehlte. Statt dessen begeisterte er sich seltsamerweise für die Poesie. Schlimm genug, daß er Vergils *Aeneis* für seine Freunde übersetzte, doch daß er sich sogar an die Liebesgedichte dieses schamlosen Kerls namens Petrarch heranwagte, ging wirklich über die Grenzen des Anstands hinaus!

Hingegen war Edward ein Mann nach dem Geschmack des Herzogs – stolz, ungeduldig, ehrgeizig, erfüllt von unbändigem Tatendrang. Wie Norfolk selbst, der in seiner Jugend an der legendären Schlacht von Flodden Field gegen die aufständischen Schotten teilgenommen und an vorderster Front gekämpft hatte, wollte auch Edward sich kriegerisch hervortun. Eine Invasion in Frankreich war sein sehnlichster Wunsch, aber vorerst mußte er

sich damit begnügen, französische Schiffe zu erobern. Ja, dachte der Herzog, sein jüngerer Sohn würde eines Tages ein ausgezeichneter Heerführer sein. Das einzige, was ihm dazu noch fehlte, war etwas Geduld – die Fähigkeit, alle Alternativen zu erwägen.

Der Streit zwischen den Brüdern drohte zu eskalieren, und Norfolk beschloß einzugreifen.

Schon in ihrer Kindheit waren hitzige Wortgefechte oft in Tätlichkeiten ausgeartet, und er wollte nicht, daß sie jetzt mit Schwertern aufeinander losgingen.

»Schluß jetzt!« rief er streng und klopfte mit den Knöcheln energisch auf den Tisch neben seinem Stuhl. »Wir wollen erfahren, was sich in letzter Zeit bei Hofe getan hat. Das ist wesentlich wichtiger als diese törichte Diskussion darüber, ob Edward nun ein Schiff zuviel versenkt hat oder nicht.«

Beide Männer gehorchten ihrem Vater aufs Wort, und Surrey machte eine elegante Verbeugung. »Verzeihung, Euer Gnaden«, sagte er lächelnd, fuhr aber gleich darauf ernst und mit besorgter Miene fort: »Gut, kommen wir zur Sache, Vater! Das Wichtigste vorweg – der König ist mit mir sehr unzufrieden, weil ich – wie du ja weißt – ganz offen ausgesprochen habe, was ich von seinen Bemühungen um Catherine halte.«

»Was spielt es schon für eine Rolle, ob der König Catherine umwirbt oder nicht?« explodierte Edward. »Es ist doch allgemein bekannt, daß seine Ehe mit dieser Vogelscheuche Anna demnächst annulliert wird, und dann ...«

»Es spielt eine sehr große Rolle«, fiel Surrey ihm ruhig ins Wort. »Die Enthauptung unserer lieben Kusine Anne Boleyn hat sich auf das Familienvermögen sehr negativ ausgewirkt. Sollte nun unsere Kusine Catherine – oder irgendein anderes weibliches Mitglied unserer Familie – dem König eine neue Enttäuschung bereiten, so würde das höchstwahrscheinlich das Ende von Vaters Einfluß bei Hofe bedeuten, und dann hättest du auch keine Schiffe mehr zur Verfügung, um den Seemann zu spielen.«

»Zu spielen?« schrie Edward und stürzte wütend auf seinen Bruder zu.

»Bleib, wo du bist, Edward!« befahl der Herzog streng. Er ließ seinen aufbrausenden jüngeren Sohn nicht aus den Augen, bis dieser sich widerwillig in einen gepolsterten Lehnstuhl warf.

Es ließ sich tatsächlich nicht leugnen, dachte Norfolk, daß die hübsche Catherine Howard, seine Nichte, gewisse Probleme bereitete. Seit mehr als zwei Monaten interessierte der König sich in zunehmendem Maße für sie, und das war kein Wunder, denn sie war wirklich ein verführerisches kleines Luder, lebenslustig und zugleich sehr ehrgeizig. Doch bevor der Herzog sie vergangenen Herbst bei Hofe unterbringen konnte, hatte er hart durchgreifen und den verdamnten Musiklehrer entlassen müssen, mit dem sie sich amüsierte. Ja, Catherine könnte zu einem großen Problem werden, wenn sie ihren sexuellen Appetit nicht zügelte ...

Aber sie ist ein kluges Mädchen, versuchte er sich selbst zu beruhigen. Sie wird sich bestimmt zusammennehmen, wenn sie Königin ist. Schließlich weiß sie genau, was ihrer hochmütigen Kusine Anne zugestoßen ist ... Und es ist eine hohe Ehre, daß Heinrich VIII. sie heiraten will, anstatt sie nur zu seiner Mätresse zu machen.

»Catherine wird dem König eine treu ergebene Gemahlin sein, davon bin ich überzeugt«, versicherte er seinem Erstgeborenen.

»Hoffentlich hast du recht, Vater.« Surrey verschränkte die Arme und strich sich nachdenklich das harte Kinn. »Aber sie ist soviel jünger als er, und dieser Altersunterschied wird dem König nach kürzester Zeit schwer zu schaffen machen. Er wird sie mit seinem Mißtrauen verrückt machen, ob es nun gerechtfertigt ist oder nicht, sei dahingestellt ...«

»Und du warst so töricht, ihm das alles zu prophezeien?« fragte Edward sarkastisch.

Surrey bedachte seinen Bruder mit einem müden Lächeln. »Ja. Seine Miene wurde so düster wie an jenem Tag, als Thomas Moore ihm trotzte.«

»Du weißt, daß du mit dem Feuer spielst, wenn du den König von Liebesfreuden abzuhalten versuchst!« sagte Norfolk besorgt.

»Ja, Vater, das ist mir durchaus bewußt, aber ich dachte ...« Surrey runzelte die Stirn. »Wir alle wissen doch, wie wild Catherine sein kann. Sie wird nicht lange Königin sein – nicht einmal so lange wie Anne Boleyn, die immerhin ein Ausbund an Tugend war. Nichts und niemand konnte Heinrich davon abhalten, sie enthaupten zu lassen, nachdem sie seinen Unmut erregt hatte. Nicht einmal du, Vater ...«

»Jetzt reicht's aber!«

Der Graf musterte seinen Vater eindringlich. »Also gut, lassen wir die Vergangenheit ruhen ... Tatsache ist jedenfalls, daß der König mich, kaum daß sein Gesicht wieder die normale Farbe hatte, nach Hause schickte.«

»Nun, Junge«, bemerkte der Herzog trocken, »immerhin war es ja kein allzu langer und beschwerlicher Ritt.«

»Du hast recht, Vater, und für euch wird er nicht beschwerlicher als für mich sein.«

»Äh?« Norfolk warf seinem Sohn einen fragenden Blick zu. »Was soll das heißen?«

»Der König wünscht, daß sowohl du als auch mein heldenhaft jüngerer Bruder sofort zu ihm kommt.«

»Warum hast du das nicht gleich ... Verdammt, ich habe ihn doch erst vor einem Monat verlassen!«

Die Beziehung des Herzogs von Norfolk zum König hatte schon viele Höhen und Tiefen erlebt. Diesmal wollte Heinrich VIII. wahrscheinlich endgültige Vereinbarungen für seine Hochzeit mit Catherine treffen, oder aber er wollte Edward für seine hervorragenden Dienste belohnen. Es war immer schwierig vorherzusagen, ob dieser Tudor-König jemanden auszeichnen oder bestrafen wollte, das wußte Norfolk aus langer Erfahrung, und er wußte auch, daß man sich unweigerlich Heinrichs Zorn zuzog, wenn man Seine Majestät warten ließ.

Es entging dem Herzog nicht, daß sein jüngerer Sohn jetzt über das ganze Gesicht strahlte, weil der König ihn zu sich beorderte. »Bevor du vor Stolz platzst, Edward«, sagte er seufzend, »solltest du dir überlegen, was mit dem Schotten geschehen soll, den deine Leute aus Norwich hierher gebracht haben.«

Edwards Miene verdüsterte sich. »Ja, Vater.« Er trat ans Fenster und schaute in Richtung der Stallungen. »Vielleicht sollte ich ihn dem König als kleines Präsent übergeben ...«

»Auf gar keinen Fall!« rief Norfolk. »Du hast ihm schon ein französisches Kriegsschiff beschert, das er seiner Flotte einverleiben kann. Das Lösegeld für den Schotten gehört dir!«

»Wen hast du denn geschnappt, Edward?« wollte Surrey wissen. »Doch nicht etwa Black Douglas?«

»Nein, aber immerhin das Oberhaupt des MacLeod-Clans! Der Bursche befindet sich in einer unserer behelfsmäßigen Zellen bei den Stallungen.«

»Das Oberhaupt des MacLeod-Clans?« wiederholte Surrey bewundernd. »Wenn du möchtest, Edward, könnte ich ihn ja stellvertretend für dich foltern, während du beim König im Nonsuch Palace weilst.«

Der Herzog lachte kurz auf. »Spaß beiseite, mein Junge – dein Bruder hat einen tollen Fang gemacht. Bedauerlicherweise ist der Mann schwer verwundet, und deshalb hat Edward ihn aus Norwich zu uns schaffen lassen.«

»Er könnte also sterben?«

»Das hängt davon ab, wie wir ihn hier behandeln.«

»Nun, ich glaube, unsere Familie hat soviel Erfahrung im Töten von Schotten, daß einer mehr kein großes Problem darstellen dürfte!«

Surreys trockener Humor erregte den Unwillen des ehemaligen Kriegers. »Dieser Erfahrung haben wir unsere Position zu verdanken, vergiß das nicht!« An seinen jüngeren Sohn gewandt, fügte er milder hinzu: »Du brauchst dir keine Sorgen zu machen, Edward, dein Schotte wird bei deinem Bruder in guten Händen sein.«

Surrey nickte bestätigend. »Aber ja, Bruderherz, wir werden deinen Gefangenen gesund pflegen.«

Edward grinste zufrieden. »Du tust mir diesen Gefallen?«

»O ja«, versicherte Henry, ohne etwas von seinen wahren Gefühlen erkennen zu lassen.